

Ein Irrweg fordert heraus

Christl Ruth Vonholdt

Ehe und Familie sind die tragenden Kräfte jeder Gesellschaft. Sie verbinden Mann und Frau, Großeltern und Enkel und ermöglichen einen Friedensschluss zwischen Mann und Frau und den Generationen. In unserer Gesellschaft wird derzeit versucht, Ehe und Familie umzudeuten, um homosexuellen Beziehungen ein „Eherecht“ und über ein Adoptionsgesetz ein „Recht auf ein Kind“ zu geben. Aus diesem Grund soll sich der vorliegende Aufsatz mit der Frage befassen: Was ist (eigentlich) Homosexualität?

Drei Mythen beherrschen die öffentliche Meinung über Homosexualität:

1. Homosexualität ist angeboren.
2. Homosexualität und Heterosexualität sind gleichwertige Ausdrucksformen menschlicher Sexualität und unterscheiden sich nur in dem einen: Homosexualität ist die Anziehung gegenüber dem eigenen Geschlecht, Heterosexualität die Anziehung gegenüber dem anderen Geschlecht.
3. Homosexualität ist unveränderbar.

Keine dieser drei Mythen ist wissenschaftlich haltbar. Und dennoch bilden sie den Boden für die Auffassung, eine homosexuelle Lebensweise sei ebenso „normal“ und deshalb ebenso gutzuheißen wie die Ehe zwischen Mann und Frau. Die genannten Mythen sind die ideologische Grundlage für neue Gesetze wie das 2001 in Kraft getretene Lebenspartnerschaftsgesetz und den am 2. Juli 2004 eingebrachten Gesetzesentwurf. Der Gesetzesentwurf sieht eine weitere rechtliche Angleichung der homosexuellen Beziehung an die Ehe vor, außerdem gibt er homosexuellen Partnerschaften das Recht, ein Kind zu adoptieren.

Demgegenüber stehen die Tatsachen:

1. Homosexualität ist nicht einfach angeboren.
2. Es gibt signifikante Unterschiede zwischen Homosexualität und Heterosexualität.
3. Homosexualität ist in vielen Fällen veränderbar.

1. Homosexualität ist nicht angeboren

Es gibt bisher keine wissenschaftliche Arbeit, die eine biologische Ursache für Homosexualität nachweisen könnte. Zwar haben Wissenschaftler versucht, im Bereich der Genforschung, Hirnforschung, Hormonforschung sowie im Bereich der Zwillingsforschung eine Ursache für Homosexualität zu finden. Alle diese Versuche sind aber bisher gescheitert. Martin Dannecker, Professor am Institut für Sexualwissenschaft der Universität Frankfurt/M., fasst in seinem Gutachten für die Bundesregierung den derzeitigen Stand der biologischen Forschung so zusammen: „Alle in der Vergangenheit angestellten Versuche, die Homosexualität biologisch zu verankern, müssen als gescheitert bezeichnet werden. Auch in allerjüngster Zeit wurden einmal mehr beträchtliche Forschungsanstrengungen unternommen, das ausschließliche sexuelle und erotische Interesse am eigenen Geschlecht als biologisch determiniert nachzuweisen... Bei diesen Forschungen handelt es sich sowohl um psychoendokrinologische und genetische Forschungen als auch um Hirnforschung sowie um Forschungen an monozygoten und heterozygoten Zwillingen... Diese Forschungen haben bislang nicht zu tragfähigen und konsistenten Resultaten geführt.“¹

¹ Dannecker, Martin: Sexualwissenschaftliches Gutachten zur Homosexualität. In: Basedow, Jürgen et al.: Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften. Tübingen: Verlag Mohr, 2000, S. 339.

Exemplarisch sei hier die genetische Forschung genannt:

In den 1990er Jahren unternahm der amerikanische Genetiker Dean Hamer eine Forschung mit dem Ziel, eine genetische Ursache für Homosexualität zu finden. 1993 wurde seine Untersuchung veröffentlicht. In der Presse wurde sie als „Beweis“ für eine genetische Ursache gedeutet. Hamer selbst antwortete auf die Frage, ob die sexuelle Orientierung allein biologisch festgelegt sei: „Auf keinen Fall. Wir wissen schon von den Zwillingstudien, dass die Variabilität der sexuellen Orientierung zur Hälfte oder mehr nicht erblich ist. Unsere Studien versuchen, die genetischen Faktoren aufzuzeigen, nicht die psychosozialen Faktoren zu leugnen.“²

Der nur geringe Hinweis auf eine genetische Ursache in Hamers Untersuchungen konnte in der späteren Forschung nicht bestätigt werden. 1999 versuchte eine kanadische Forschergruppe um George Rice, die Resultate von Hamer zu wiederholen. Obwohl die Kanadier ihre Untersuchung mit einer größeren Probandengruppe durchführten als Hamer es getan hatte, konnten sie keinen Hinweis auf einen genetischen Einfluss finden.³

2. Es gibt signifikante Unterschiede zwischen Homosexualität und Heterosexualität

Im Folgenden werden einige neue Forschungsergebnisse aufgelistet, die die grundlegenden, empirisch fassbaren Unterschiede zwischen Homosexualität und Heterosexualität aufzeigen.

Männliche Homosexualität und AIDS-Risiko

a) In Tabelle 1 ist das aktuelle AIDS-Risiko für männliche Jugendliche (>12) und Männer in der BRD nach Risikogruppen aufgeteilt (Zeitraum 1. 7. 2003 – 30. 6. 2004). Relativ zum Gesamtrisiko beträgt der Risikoanteil für Männer, die Sex mit Männern praktizieren 58,0 Prozent; der Risikoanteil für Männer, die sich nur heterosexuell verhalten, beträgt 1,5 Prozent⁴:

MSM: Männer, die Sex mit Männern haben	58,0%
Nur heterosexuelles Verhalten	1,5%
Intravenöse Drogen	15,3%
Transfusionen	0%
In Hochprävalenzregionen infiziert	9,2%
Keine Angabe	16,0%

b) Eine Studie aus Holland (2003) über das HIV-Infektionsrisiko bei homosexuell lebenden Männern kommt zu dem Ergebnis: 86% aller HIV-Neuinfektionen treten bei denjenigen homosexuell lebenden Männern auf, die in einer festen Partnerschaft leben.⁵ Durchschnittlich beträgt die Dauer der festen Partnerschaft 1,5 Jahre; die Männer haben neben der festen homosexuellen Partnerschaft noch acht homosexuelle Nebenbeziehungen pro Jahr. Das hohe Risiko ergibt sich daraus, dass Männer in fester homosexueller Partnerschaft nicht sexuell monogam leben und gleichzeitig häufiger ungeschützten Analverkehr haben als Männer ohne feste homosexuelle Partnerschaft.

² In: Toufexis, A., New Evidence of a “Gay Gene”, Time, 13. November 1995, Vol. 146, Nr. 20, S. 95.

³ Rice, G. et al: Male Homosexuality: Absence of Linkage to Microsatellite Markers an Xq28. Science, Vol. 284, 23. April 1999, S. 667.

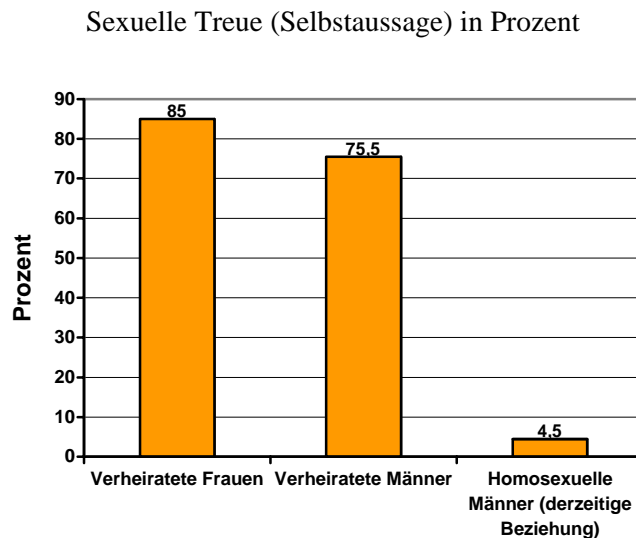
⁴ Epidemiologisches Bulletin, Robert Koch Institut, 13353 Berlin, 25. 8. 2004, S. 8.

⁵ Xiridou, Maria et al.: The contribution of steady and casual partnerships to the incidence of HIV infection among homosexual men in Amsterdam. In: AIDS 2003, 17 (7), S. 1029 – 1038.

c) Einer kanadischen Studie von 1997 zufolge ist die Lebenserwartung von Männern, die sich homosexuell oder bisexuell verhalten, um 8-20 Jahre geringer als die allgemeine Lebenserwartung für Männer in Kanada.⁶

Männliche Homosexualität und sexuelle Treue

a) In der folgenden Tabelle hat der Family Research Council, Washington, umfangreiche US-amerikanische Forschungsergebnisse zur Frage der sexuellen Treue in Ehen gegenüber männlichen homosexuellen Partnerschaften zusammengestellt.⁷ Alle Angaben beruhen auf Selbstaussagen.



b) Zwei nordamerikanische Wissenschaftler führten schon in den 1980er Jahren eine Studie mit dem erklärten Ziel durch nachzuweisen, dass auch homosexuelle Männer in dauerhaften Partnerschaften leben können. Nach längerem Suchen fanden sie 156 homosexuelle Paare, die seit 1-37 Jahren miteinander lebten. Von diesen 156 Paaren waren aber nur 7 sexuell treu geblieben und unter diesen 7 Paaren kein einziges, das schon länger als 5 Jahre miteinander gelebt hätte. Mit anderen Worten: Es war den Autoren nicht gelungen, ein einziges homosexuelles Paar zu finden, das länger als 5 Jahre sexuell treu war. Die Forscher stellten fest: „Die Erwartung, dass Sex außerhalb der festen Beziehung vorkommt, war die Regel bei homosexuellen Paaren und die Ausnahme bei heterosexuellen Paaren“⁸ Viele homosexuelle Paare, so die Forscher, lernen früh in ihrer Beziehung, dass „sexuelle Besitzanzeigen“ die größte Bedrohung für ihre gemeinsame Partnerschaft darstellen können.

c) Die Universität Zürich führte eine Befragung mit 809 erwachsenen homosexuell lebenden Männern durch (1999) und kam zu folgenden Ergebnissen: Die Männer hatten im Durchschnitt bislang in ihrem Leben 80 Sexualpartner gehabt. Die Anzahl der Sexualpartner in den 12 Monaten vor der Befragung lag im Durchschnitt bei 10, bei den Männern zwischen 30 und 49 Jahren lag sie bei 12-15. „Zwei

⁶ Hogg, Robert S. et al.: Modelling the Impact of HIV Disease on Mortality in Gay and Bisexual Men. In: International Journal of Epidemiology, Vol. 26, No. 3, 1997, 657 – 661.

⁷ Zusammengestellt von Dailey, T., in: Comparing the Lifestyles of Homosexual Couples To Married Couples, <http://www.frc.org/get.cfm?i=IS04C02&f=PG03103>. © Timothy J. Dailey 2004.

⁸ McWhirter, D. und A. Mattison: „The Male Couple: How Relationships Develop“, Englewood Cliffs, NJ, 1984, S. 3. Zit. Nach: Nicolosi, J.: „Reparative Therapy of Male Homosexuality“, London 1991.

Drittel aller Befragten waren in den 12 Monaten mit mindestens einem festen Freund zusammen und 90 Prozent aller Männer hatten im gleichen Zeitraum einen oder mehrere Gelegenheitspartner.⁹

Homosexualität und psychische Erkrankungen

a) Im Januar 2001 kam eine repräsentative Studie aus den Niederlanden zu dem Ergebnis: Personen, die homosexuellen Sex praktizieren, leiden deutlich häufiger an psychischen Erkrankungen als Personen, die sich nur heterosexuell verhalten. Bei Männern, die Sex mit Männern haben, fällt die große Zahl der Angstneurosen und schweren Depressionen auf. (Eine AIDS-Erkrankung als mögliche Ursache für solche psychischen Störungen wurde ausgeschlossen.) Bei Frauen, die Sex mit Frauen haben, kommen Medikamenten- und Alkoholabhängigkeit (substance abuse) deutlich häufiger vor als bei Frauen, die sich nur heterosexuell verhalten.¹⁰

Männer: Häufigkeit psychischer Störungen nach DSM-III-R in Bezug auf das bisherige Leben		
	homosexuell lebend	heterosexuell lebend
Depressive und bipolare Erkrankungen insgesamt	39,0 %	13,3 %
- schwere Depressionen	29,3 %	10,9 %
Angststörungen	31,7 %	13,2 %
Eine oder mehr Diagnosen psychischer Störungen	56,1 %	41,4 %
Zwei oder mehr Diagnosen	37,8 %	14,4 %

Frauen: Häufigkeit psychischer Störungen nach DSM-III-R in Bezug auf das bisherige Leben		
	homosexuell lebend	heterosexuell lebend
Depressive und bipolare Erkrankungen insgesamt	48,8 %	24,3 %
- schwere Depressionen	44,2 %	20,0 %
Substanzmißbrauch insgesamt	25,6 %	7,1 %
- Alkoholabhängigkeit	11,6 %	1,8 %
- Medikamenten- abhängigkeit	9,3 %	1,2 %
Eine oder mehr Diagnosen psychischer Störungen	67,4 %	39,1 %

⁹ ZÜMS 98, Hrsg. Vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich, Sumatrastr. 30, CH-8006 Zürich, Juni 1999.

¹⁰ Sandfort, T. et al.: Same-Sex Sexual Behavior and Psychiatric Disorders: Findings from the Netherlands Mental Health Survey and Incidence Study (NEMESIS), Arch. Gen. Psych. 58, 2001, S. 85-91.

Zwei oder mehr Diagnosen	39,5 %	21,3 %
--------------------------	--------	--------

Homosexualität und Jugendliche

a) In einer US-amerikanischen Studie mit 4159 Schülern und Schülerinnen der 9. – 12. Klasse wurde nach wichtigen Lebensstilfaktoren gefragt. 97,5 Prozent der Jugendlichen bezeichneten sich als heterosexuell, 2,5 Prozent als homosexuell, lesbisch oder bisexuell. Die Untersuchung ergab: Diejenigen Schüler und Schülerinnen, die sich als homosexuell, lesbisch oder bisexuell bezeichneten, ließen sich deutlich häufiger auf gesundheitsschädigendes und anderes Problemverhalten ein als diejenigen, die sich als heterosexuell bezeichneten. So hatten z. B. schon 55,5 Prozent derjenigen Jugendlichen, die sich als homosexuell, lesbisch oder bisexuell bezeichneten, drei oder mehr Sexualpartner gehabt; unter den heterosexuellen Jugendlichen waren dies nur 19,2 Prozent. Insgesamt konnten die Forscher das höhere Problemverhalten bei mehr als dreißig verschiedenen Verhaltensweisen nachweisen, u. a. den folgenden¹¹:

Jugendliche der 9. – 12. Klasse		
	homosexuell, lesbisch, bisexuell	heterosexuell
Alkoholkonsum (vor dem Alter von 13 Jahren)	59,1%	30,4%
Einnahme von Kokain (vor dem Alter von 13 Jahren)	17,3%	1,2%
Bereits Geschlechtsverkehr gehabt	81,7%	44,1%
Bereits drei oder mehr Sexualpartner gehabt	55,4%	19,2%
Alkohol- oder Drogenkonsum beim letzten Sexualkontakt	34,7%	13,3%
Sexualkontakt gegen den eigenen Willen	32,5%	9,1%

Homosexualität ist in vielen Fällen veränderbar

Die Forschung hat zahlreiche Hinweise darauf, dass eine homosexuelle Neigung in einem komplizierten Entwicklungsprozeß erworben wird und dass dabei frühkindliche emotionale Verwundungen, chronische Traumata und bestimmte Störungen in der Familienstruktur, oft zusätzlich auch sexueller Missbrauch, eine wichtige Rolle spielen. Veränderung einer homosexuellen Orientierung hin zu einer reifen Heterosexualität ist möglich durch geeignete Therapien, geschulte Seelsorge und Teilnahme an Selbsthilfegruppen/Seminaren. Der Veränderungsprozess dauert mehrere Jahre. Die Schlüssel zur Veränderung sind Motivation, ein fester Wille, Ausdauer und Mut. Betroffene Menschen, die Veränderung suchen, müssen bereit sein, sich den schmerzhaften, unbewältigten Konflikten aus der Kindheit und deren Auswirkungen auf das gegenwärtige Leben zu stellen. Für alle, die Veränderung suchen, ist das im Folgenden dargestellte Ursachenmodell ein wesentlicher Schlüssel

¹¹ Garofalo, R. et al., The association between health risk behaviors and sexual orientation among a school-based sample of adolescents (Youths Risk Behavior Survey). In: Pediatrics Vol. 101, 1998, No. 5, S. 895-903.

dazu. Das Modell beruht auf psychoanalytischen und tiefenpsychologisch orientierten Ursachenforschungen, auf zahlreichen Sozialprotokollen homosexuell empfindender Männer und auf jahrzehntelangen Therapieerfahrungen von Therapeuten, die homosexuell Empfindende auf ihrem Weg heraus aus der Homosexualität begleitet haben. Der Kürze halber muss das Modell auf den Entwicklungsweg der männlichen Homosexualität begrenzt bleiben.

Entwicklungsmodell zur männlichen Homosexualität

Säuglings- und Kleinkindzeit

Im Alter bis zu etwa drei Jahren bildet sich die Geschlechtsidentität, das innere Wissen darum, zu einem bestimmten Geschlecht dazuzugehören. Anfangs lebt der Säugling noch ganz in der engen Beziehung zur Mutter, fühlt sich noch eins mit ihr. Doch bald beginnt er wahrzunehmen, dass die Welt um ihn herum in männliche und weibliche Menschen eingeteilt ist; er muss sich entscheiden, wohin er gehört. Gelegentlich weigert er sich anfangs, eine Entscheidung zu treffen. In seiner Vorstellung kann er noch alles sein. Aber die Wirklichkeit steht diesen Phantasien ebenso im Weg wie die Sprache, die er zur selben Zeit lernt, und die von „sie“ und „er“, von „ihm“ und „ihr“ redet.

Die Annahme der eigenen Geschlechtlichkeit ist ein wichtiger früher Reifeschritt. Er bedeutet die Annahme von Grenzen und Abschied vom androgynen Allmachtstraum. Die Psychoanalytikerin Irene Fast hat es so formuliert: „Der Geschlechtsunterschied ist mit einer Entwicklung gleichzusetzen, die von der narzisstischen Annahme, dass ihm sämtliche sexuellen und geschlechtlichen Eigenschaften zugänglich sind, hin zur Wahrnehmung der Grenzen führt, die durch die reale Beschaffenheit und die Funktionsweise seines Körpers gesetzt werden.“¹²

Wenn der Junge seine geschlechtliche Identität finden soll, muss er es wagen, sich von der Mutter zu lösen und sich mit dem Vater zu verbinden. Nur dann kann er erleben, dass er „zur männlichen Seite“ dazugehört und nur in Verbindung mit dieser kann er auch seine eigene Männlichkeit zulassen und entfalten.

Oft sieht der Junge den Vater zunächst mit den Augen der Mutter: Welches Bild vermittelt sie vom Vater? Tut er etwas, das Achtung verdient? Ist er für die Mutter und die Familie wichtig? Die Mutter muss auf ihre Weise vermitteln, dass Männlichkeit etwas ist, wonach es sich auszustrecken lohnt. Sie muss den Sohn auch loslassen können. Wenn es zu einem Konflikt zwischen Vater und Sohn kommt, darf sie nicht vorschnell Partei für den Sohn ergreifen und ihn damit in ihren Schoß zurückziehen.

Der Vater muss warmherzig, liebevoll, annehmend sein und dem Jungen dadurch helfen, sich mit ihm zu verbinden. Er muss die im Jungen sich entwickelnde Männlichkeit zurückspiegeln, bestätigen und stärken. Viele homosexuell empfindende Männer sagen, dass sie in ihrer Familie hauptsächlich als Neutrum wahrgenommen wurden, weniger als Junge. Anders als Weiblichkeit wird Männlichkeit vorwiegend über gemeinsames Tun vermittelt. Der Sohn braucht den Körperkontakt mit dem Vater, miteinander Raufen; sie müssen gemeinsam aktiv sein, gemeinsam etwas erleben und auch „Gefahren“ zusammen spielerisch bewältigen.

Der Junge sucht die Verbindung zum Vater und damit zur männlichen Welt. Wenn er aber den Vater als zurückweisend, kalt, emotional unzugänglich, desinteressiert, kühl und abweisend oder als brutal und direkt verletzend empfunden wird, kann es sein, dass sich der Junge verletzt und gekränkt zurückzieht. Wir sprechen hier von einer narzisstischen Verwundung und von „defensiver Abkopplung“. Es ist dieser innere Rückzug vom Vater und damit von der männlichen Welt, der eine entscheidende Weichenstellung für die homosexuelle Entwicklung darstellt. Es ist als ob der Junge sagt: „Wenn du, Vater, mich nicht brauchst, brauche ich dich auch nicht. Wenn ich unwichtig bin für dich, bist du und alles, was du verkörperst, auch unwichtig für mich.“ Indem sich der Junge so vom Vater abkoppelt, koppelt er sich zugleich von der eigenen Männlichkeit ab.

Latenzphase

¹² Fast, Irene, Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität, Berlin 1991, S. 44., zit. nach Friedman, R.: „Männliche Homosexualität“, Springer, Berlin 1993, S. 258.

In der Latenzphase (also im Alter von 5 – 12 Jahren) fühlt der Junge sich in der Welt der Mutter sicherer. Er weiß zwar, dass er ein Junge ist. Aber er hat nicht gelernt, wie er mit der Männlichkeit bei anderen und bei sich in Verbindung kommen kann. Er weiß nicht, wie er anderen Jungen raufen kann, wie er Kontakt mit ihnen aufnehmen soll. Er fühlt sich zur männlichen Welt nicht zugehörig. Er trägt das tiefe Gefühl in sich, von der männlichen Welt verletzt worden zu sein. Und in der Folge überträgt er diese schmerzhaften Gefühle auch auf die männlichen Spielkameraden.

Zahlreiche Forschungen belegen, dass Jungen, die später homosexuelle Gefühle entwickeln, sich in der Latenzphase in ihrer Selbstwahrnehmung als „weniger männlich“ vorkommen. Sie leiden unter diesen Minderwertigkeitsgefühlen und unter ihrer Einsamkeit.

Der Psychotherapeut Joseph Nicolosi beschreibt den Jungen so: „Wir nennen ihn den Küchenfensterjungen, denn er sieht aus dem Fenster und schaut zu, wie die anderen Fußball spielen. Er selbst bleibt drinnen bei Mutter, Schwester und Tante. Er beneidet die Jungen, die draußen spielen, aber er weiß nicht, wie er mit ihnen Kontakt aufnehmen soll. Er findet ihre Körperlichkeit, ihre Energie, ihr Selbstvertrauen aufregend - und genau das ist es, was er später an anderen Männern so anziehend finden wird. Fragt man homosexuell orientierte Männer, was sie an anderen Männern so anziehend finden, so sagen sie oft: 'ihre selbstverständliche, selbstbewusste körperliche Männlichkeit' – und genau das ist es, was sie bei sich nicht entwickeln konnten.“¹³

Verschiedene Studien weisen darauf hin, dass homosexuell empfindende Männer deutlich häufiger sexuellem Missbrauch in der Kindheit ausgesetzt waren als heterosexuell orientierte Männer. Der Missbrauch allein führt zwar nicht zur Homosexualität. Wenn der Täter seinem Opfer aber gleichzeitig Zeit und „Zuwendung“ gibt und der Junge dieses tiefe, ungestillte Verlangen nach männlicher Zuwendung in sich trägt, dann kann es sein, dass der Junge daraus lernt: Wenn ich Zuwendung von einem Mann haben möchte, muss ich Sex mit ihm haben. Noel Mosen, der lange Zeit Homosexuellenaktivist war, bevor er einen Weg heraus aus der Homosexualität fand, schreibt über sein Leben: „In meiner Familie gab es viele Probleme, und ich war - zu Recht oder zu Unrecht - davon überzeugt, dass mich mein Adoptivvater nicht liebte... Wenn ich nicht Liebe und Bestätigung von Männern gesucht hätte, hätte mich das Missbrauchserlebnis wohl abgestoßen... Aber ich war offen dafür, und die Erfahrung, dass sich ein Erwachsener für mich interessierte, beeindruckte mich so tief, dass Männerphantasien Teil meines Lebens wurden.“¹⁴

Pubertät

Das Gefühl der Entfremdung von der Männerwelt wächst. Im Alter von 12, 13 Jahre, wenn die sexuellen Gefühle sich melden, verbinden sich diese seine stärksten Gefühle mit seiner größten Sehnsucht, mit der Frage, wie er Anschluss an die Männlichkeit gewinnen kann. Er braucht diesen Anschluss, um selbst in seiner Männlichkeit wachsen zu können. Das ist seine vordringlichste Not, erst wenn er auf sie eine Antwort gefunden hat, kann er sich überhaupt auf die Weiblichkeit erotisch einlassen.

In dieser Phase erneuter Identitätsfindung melden sich beim Jungen seine unbeantwortet gebliebenen Bedürfnisse nach emotionaler Verbundenheit und Zugehörigkeit zum Vater und zur männlichen Welt machtvoll und eben deshalb sexualisiert zurück. Aber Sex kann seine Nöte nicht beantworten. Und gleichzeitig kann eine wirkliche, authentische Verbindung mit Männern jetzt nur noch schwer gelingen. Zu tief trägt der Junge das Gefühl des Abgelehntseins vom Vater und von der Männerwelt in sich, und dieses Gefühl wird er immer auch auf die Männer seiner Umgebung übertragen. Wenn er sich seinen Verletzungen nicht irgendwann offen stellen kann, wird er anderen Männern nie wirklich vertrauen können. Er wird sie auf Abstand halten und sie entweder „für unwichtig“ erklären (wie den Vater) oder sie aus der Ferne bewundern und idealisieren. Die Idealisierung wird dann erotisiert und sexualisiert.

¹³ Der Psychotherapeut Joseph Nicolosi, Präsident der Therapeutenvereinigung NARTH, im Interview mit C. R. Vonholdt, Januar 2001.

¹⁴ Mosen, Noel B.: „My Story“, hrsg. von „Lion of Judah Ministries“, 242 Coast Rd., Wainuiomata, Eastern Hutt 6340, Neuseeland.

Wir alle suchen Ergänzung. Wir alle verlieben uns in das Andere, denn das „Geheimnisvolle“ ist das Erotisch-prickelnde. Der heterosexuelle Junge verliebt sich in das Mädchen, weil Weiblichkeit für ihn ein Geheimnis ist. Der homosexuell empfindende Junge verliebt sich in sein eigenes Geschlecht, weil Männlichkeit für ihn ein Geheimnis ist.

Der Erwachsene, der Veränderung sucht

Veränderung einer homosexuellen Orientierung bedeutet, sich seiner tiefen Wunde zu stellen. Sie bedeutet, in einem längeren Prozess und mit geeigneter Hilfe, die „defensive Abkopplung“ von Männern und vom eigenen männlichen Selbst zu überwinden.

Ein Mann, der seine Homosexualität überwunden hat, ist damit zutiefst ein Mann, der sich selbst gefunden hat. Veränderung ist möglich. Das zeigen ältere und neue Studien.¹⁵ Jeder homosexuell empfindende Junge und Mann hat ein Recht, über solche Veränderungsmöglichkeiten informiert zu werden.

© Dr. Christl Ruth Vonholdt
Deutsches Institut für Jugend und Gesellschaft
Pf. 1220, D-64385 Reichelsheim
institute@ojc.de, www.dijg.de

¹⁵ Z. B. Spitzer, Robert L.: Can Some Gay Men and Lesbians Change Their Sexual Orientation? 200 Participants Reporting a Change from Homosexual to Heterosexual Orientation, in: Archives of Sexual Behavior, 32, 5, 403-417, 2003.

